

Eine Landschaft auf Teneriffa.

(Canarische Inseln.)



Ansicht der Küste de los Aguas, bei Carachico auf Teneriffa.

Wenn man eine Zeitlang das Glend und die Entbehrungen des Lebens an Bord eines Schiffes ertragen hat, so gewährt das Land, welcher Art es auch sei, immer einen bezaubernden Anblick. So dürre und verlassen auch in den Augen anderer Menschen dieser in der Mitte des Oceans verlorene Felsen erscheinen mag, in den Augen des Seemannes wird er mit tausend Reizen geschmückt sich darstellen, welche vielleicht er allein zu schätzen weiß. Daher kommen die unverdienten Lobsprüche, die man so vielen fernen Küsten macht, deren reizendste nicht verdienen, mit den vernachlässigtesten Punkten unsers Vaterlandes verglichen zu werden, und dies erklärt auch, wie man vor alten Zeiten und noch später den Archipel der canarischen

Inseln mit dem glänzenden Namen der glücklichen Inseln hat schmücken können. In der Epoche des Aberglaubens und der Kindheit der Kunst mag irgend ein Seefahrer von einem der heftigen Stöße des Nordwindes, die oft in diesen Gewässern wüthen, ergriffen, nach Süden verschlagen worden sein, und dann nach mehreren Tagen der Verzweiflung und vielleicht des Hungers dieses Rettungsland in der Uebertreibung seines Dankgefühls mit dem Namen der glücklichen Inseln begrüßt haben. So denke ich mir den wahrscheinlichen Ursprung dieses Namens, der mir sehr anmaßend, ich hätte beinahe gesagt betrüglich vorkam.

Teneriffa ist in jeder Beziehung die wichtigste der canarischen Inseln. Ihr Flächengehalt ist mehr als das

Viertheil von dem der ganzen Gruppe, dreiundsiebzig Quadratmeilen auf zweihundert und siebenzig. Ihre Bevölkerung beträgt beinahe die Hälfte der Anzahl auf dem ganzen Archipel, achtzig- oder neunzigtausend Seelen von kaum zweimalhunderttausend. Diese Zahlen müssen einen vortheilhaften Begriff von ihrem Reichthum und ihrer verhältnismäßigen Fruchtbarkeit geben, und in der That übersteigt auch ihre Production die aller andern. So z. B., ohne einige Erzeugnisse zu rechnen, die ihr ganz eigenthümlich sind, wie z. B. die Cochenille, und um bloß den Wein anzuführen, welcher der Hauptreichthum der Inseln ist, so erntet Teneriffa in guten Jahren bis zu 150,000 Eimer Wein, das ist sechsmal mehr als die ganze übrige Gruppe zusammen, oder mehr als die beiden Gruppen der Canarien und Azoren miteinander, selbst wenn man noch Madeira dazu rechnet, welches allein jährlich 90,000 Eimer hervorbringt. Ueberdies centralisirt Teneriffa beinahe ausschließlich den ganzen Handel der Gruppe mit dem Auslande, Einfuhr sowohl als Ausfuhr, und ist in politischer Beziehung der Sitz der Verwaltungsbehörden, der militärischen, geistlichen, gerichtlichen u. s. w. Endlich ist es, beziehungsweise gesprochen, der Focus der Aufklärung, denn man findet in Laguna eine Universität.

Teneriffa verdankt seine Entstehung einer Reihe von vulcanischen Ausbrüchen, die es zu hundert Malen verwüstet haben; sein zerrissener Boden bietet im Allgemeinen nichts dar, als beinahe ganz nackte conische Hügel, Höhen von dürerer Lava, hie und da mit Moos und stacheligen Pflanzen übersät, und kleine Thäler, in denen man kaum einige sparsame und kümmerliche Vegetation antrifft. Ich habe die Insel ihrer größten Länge nach beinahe ganz durchlaufen, und mit Ausnahme des berühmten Pico, der ihren Namen trägt, habe ich nirgends in der Landschaft jenen großartigen Eindruck gefunden, den gewöhnlich große Naturerschütterungen geben, noch habe ich in irgend einem der Thäler, die ich durchstrich, besondere Anmuth oder Frische gefunden. Umsonst gestattet die Natur dem Klima der Canarien, die Früchte beinahe aller Theile der Erde hervorzubringen, der Mangel an Wasser steht fast überall der wohlthätigen Wirkung des Klima im Wege. Auf dem ganzen Gilande gibt es keinen einzigen Bach, der dem Anbau behülflich wäre; Quellen sind selten, und das Gisternenwasser versteht beinahe allein die Bedürfnisse der Einwohner. Santa Cruz, die Hauptstadt, wird durch eine Wasserleitung versorgt, die über eine Stunde Wegs einen dünnen Wasserstrahl von Brackwasser aufzufangen hat, und dies Wasser ist von einer so schlechten Beschaffenheit, daß es schon zwei Tage nach der Einschiffung ungenießbar wird; Laguna, die zweite Stadt der Insel, welche 9000 Einwohner zählt, hat ihren Namen von einer großen seenartigen Lache, die natürlich für ein Wunder in einem Lande gilt, wo das Wasser so selten ist. Der Pflanzenwuchs hat vorzüglich die Folgen eines so traurigen Mangels zu tragen, kein Theil desselben ist voll und üppig und alle Erzeugnisse desselben erscheinen dürftig; unsere europäischen Bäume erreichen in den canarischen Inseln bei weitem nicht ihren natürlichen Wuchs und Stärke; der Bananenbaum wächst da, aber kaum sah ich einen einzigen, der zwölf Fuß hoch war; das Zuckerrohr kommt fort, wird aber holzig und saftlos; auch mehrere Palmen habe ich getroffen, aber wer könnte sie mit den schlanken und zierlichen Bäumen vergleichen, die man in derselben Breite im Nilthal sieht? Und jener angebliche Myrthenwald, der unsern Pferden nicht an die Brust

reichte, was ist er, wenn man an die Myrthen und Lorbeerrosen von Attika und Bötien denkt.

Es gibt jedoch einen Punkt auf Teneriffa, der sich in der reisenden Welt einer gewissen Berühmtheit erfreut; dies ist der sie beherrschende Vulkan, dessen Ausbrüche so oft schreckliche Katastrophen herbeiführten. Man wird nie in diesem Lande die von 1705 vergessen, die eine ganze Stadt wie Herkulanum und Pompeji in Strömen von Lava und Asche verschwinden ließ. Noch heutzutage raucht der Berg, hat aber seit fünfzig Jahren keine Flammen mehr ausgespien, und zu seiner Besteigung braucht es bloß einigen Entschlusse und der Ergebung in zwei Tage voll Ermüdung. Dies wenigstens haben wir erfahren, obgleich die Jahreszeit — wir hatten den 29. December — uns die Unternehmung weniger mühselig als gewöhnlich machen mußte.

Nach vier Stunden beschwerlichen Marsches kamen wir auf dem Gipfel des Berges am Rande des Kraters an, und bei dem herrlichsten Wetter sahen wir einen unermesslichen Gesichtskreis, auf vierzig Lieues gab man ihn uns an, sich um uns ausbreiten. War dies jedoch eine den erlittenen Mühseligkeiten angemessene Belohnung?

Nach einer Stunde Raft im Innern des Kraters, der weiter nichts ist, als ein ungeheurer Trichter von drei- oder vierhundert Fuß im Durchmesser bei hundert Fuß Tiefe, gebildet aus weißlicher Asche, aus der einige Ritze schwefeliche Dämpfe von sehr hoher Temperatur ausenden, fingen wir an, den Berg wieder herunterzusteigen. Dies war eine verhältnismäßig leichte Arbeit. Auf dem Rückwege fanden wir so gut als beim Hinaufsteigen kaum einige Spuren von Schnee. Zur Mittagszeit befanden wir uns wieder auf der englischen Station, bestiegen unsere Maulthiere und kamen zu Nacht in den Mauern von Orotava an.

Auf dem Eise.

Nordische Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Ein prachtvoller Mond erhellte die Atmosphäre, aber die Seeleute konnten die heftige Kälte, welche draußen herrschte, nicht ertragen, und traten daher wieder zurück. Penellan allein sah sich um; die Schneehütte lag auf einer ungeheuren Schneeebene. Penellan wollte nach dem Schlitten sehen, der die Mundvorräthe enthielt; er war verschwunden!

Die heftige Temperatur zwang ihn, in die Hütte zurückzukehren; von dem, was er gesehen, sprach er jedoch nichts.

Nach Verfluß von einer Stunde beschloßen Wasling und Penellan, der äußeren Atmosphäre zu trogen; sie hüllten sich in ihre noch feuchten Kleider, und traten durch die Oeffnung, deren Wände bereits felsenhart geworden.

„Wir sind nordöstlich fortgetrieben worden,“ sagte Wasling, sich nach den Sternen orientirend, welche mit ungewöhnlichem Glanze leuchteten.

„Das würde nichts thun,“ antwortete Penellan, „wenn der Schlitten uns begleitet hätte.“

„Er ist fort?“ rief Wasling, „dann sind wir verloren!“

„Wir wollen ihn suchen.“

Sie gingen um die Hütte her, die einen Block von mehr als fünfzehn Fuß Höhe bildete. Eine ungeheure

Masse eisigen Schnees war während des Sturmes gefallen und der Wind hatte ihn an der einzigen Höhe, die die Ebene bot, angehäuft. Von dem Schlitten war nichts mehr zu entdecken und die Hunde mußten in dem furchtbaren Sturme zweifelsohne umgekommen sein.

Wasling und Penellan fühlten, wie die Verzweiflung sich ihrer bemächtigte; sie wagten nicht, in das Schneehaus zurückzukehren. Auch von der Höhe des Eisblockes gewahrten sie nur die ungeheure weiße Ebene, die sie von allen Seiten umgab; die Kälte machte ihre Glieder erstarrten und die Feuchtigkeit ihrer Kleider verwandelte sich in Eiszapfen.

In dem Augenblicke, als Penellan von dem kleinen Berge herabstieg, warf er einen Blick auf Wasling; er sah ihn starr nach einer Seite hinblicken, dann zittern und blasen werden.

„Was haben Sie, Wasling?“ sagte er.

„Nichts,“ antwortete dieser. „Laßt uns hinabsteigen und diese Gegenden so rasch als möglich verlassen.“

Aber statt zu gehorchen, stieg Penellan wieder hinauf und sah nach der Richtung, die den zweiten Capitän hatte zittern machen. Eine völlig verschiedene Wirkung äußerte der Blick auf den Steuermann; er stieß einen Schrei aus und rief:

„Gott sei gelobt.“

Ein leichter Rauch stieg in Nordost auf; man konnte sich nicht täuschen; dort mußten Menschen sein. Das Freudengeschrei Penellans rief seine Kameraden herbei, und alle konnten sich mit eigenen Augen von dem freudigen Ereigniß überzeugen.

Ohne lange zu zaudern oder sich über den Verlust ihrer Vorräthe zu grämen, eilten sie in der Richtung fort, in der sie den Rauch bemerkt, dessen Säule ihnen wie ein Leuchtturm auf dem Schneemeere erschien.

Das Ziel der Wanderung war ungefähr fünf bis sechs Meilen entfernt. Der Rauch war zuletzt kaum noch sichtbar, kein Höhepunkt bot ihnen einen Anhalt, denn die Eisfläche bildete eine unendliche Ebene, und doch durfte man die gerade Richtung nicht verlieren.

„Da wir keine Richtschnur haben,“ sagte Cornbutte, „so ist's das Einfachste, Penellan geht voraus, Wasling zwanzig Schritte hinter ihm, ich zwanzig Schritte hinter Wasling, auf diese Weise kann ich sehen, ob Penellan die rechte Richtung verliert.“

Der Marsch dauerte auf diese Weise eine halbe Stunde, als Penellan plötzlich stehen blieb und lauschte; seine Begleiter traten zu ihm:

„Habt Ihr nichts gehört?“ fragte er sie.

„Nein,“ antwortete Misonne.

„Das ist seltsam,“ sagte Penellan, „mir war, als ob ich dort rufen hörte.“

„Rufen?“ antwortete das junge Mädchen; „wir wären also in der Nähe unseres Zieles.“

„Das ist kein Grund,“ antwortete Wasling, „in diesen Breitengraden und bei der großen Kälte trägt sich der Ton in weite Entfernungen fort.“

„Wie dem auch sei, vorwärts zum Ziele!“ rief Cornbutte.

„Nein,“ sagte Penellan, „hört!“

Man vernahm einige kaum hörbare Töne. Sie schienen von Schmerz und Angst abgerungen zu sein und wiederholten sich zwei Mal. Man konnte glauben, man rufe zu Hilfe; dann sank Alles wieder in tiefes Schweigen.

„Ich habe mich nicht getäuscht,“ rief Penellan. „Auf!“

Sie machten ungefähr zwei Meilen in dieser Richtung und waren nicht wenig überrascht, als sie einen Menschen auf dem Eise liegen sahen. Penellan ging auf ihn zu und hob verzweifelt die Arme zum Himmel empor.

Wasling, der ihm mit dem Reste der Matrosen folgte, ging auf ihn zu und rief:

„Das ist unser Matrose Cortois.“

„Er ist todt,“ versetzte Penellan, „todt vor Kälte.“

Cornbutte und Marie traten zu der Leiche heran. Verzweiflung malte sich auf allen Gesichtern. „Cortois todt, einer der Begleiter Louis Cornbuttes.“

„Auf!“ rief Penellan, „es gilt unser Leben!“

Sie gingen eine halbe Stunde lang fort, ohne ein Wort zu sagen und deuteten auf eine Höhe, die unzweifelhaft Land sein mußte.

„Das ist die Insel Shannon!“ sagte Cornbutte. „Vorwärts!“

Nach einer Stunde gewahrten sie deutlich einen Rauch, der aus einer Schneehütte emporstieg. Sie schrien Alle laut auf; die Menschen stürzten aus der Hütte hervor; unter ihnen erkannte Penellan Pierre Nouquet.

„Pierre!“ rief er.

Dieser blieb wie versteinert stehen, nicht wissend, was um ihn her vorging. Wasling betrachtete mit einer Unruhe, in die sich grausame Freude mischte, die Begleiter Nouquets, und fand Louis Cornbutte nicht unter ihnen.

„Pierre! ich bin's, Penellan! lauter Freunde!“

Nouquet kam wieder zu sich und fiel in die Arme seines alten Kameraden.

„Und mein Sohn! und Louis!“ rief Cornbutte erschrocken.

XII.

Louis Cornbutte.

In diesem Momente schleppte sich ein schwacher, beinahe sterbender Mensch aus der Hütte. Es war Cornbutte

„Mein Sohn!“

„Mein Bräutigam!“

Diese beiden Worte vernahm man zu gleicher Zeit und Louis fiel erschöpft in die Arme seines Vaters und des jungen Mädchens. Diese führten ihn in die Hütte, wo ihre Bemühungen ihn wieder ins Leben zurückriefen.

„Mein Vater! Marie!“ rief Louis, „ich sollte Euch also vor meinem Tode noch einmal sehen.“

„Du wirst nicht sterben!“ rief Penellan; „denn all' Deine Freunde sind um Dich.“

Wasling mußte tiefen Haß in seiner Brust tragen, daß er Louis Cornbutte nicht die Hand reichen wollte.

Nouquet wußte sich vor Freude kaum zu fassen; er umarmte alle Welt; dann warf er Holz in den Ofen und bald herrschte eine angenehme Wärme in der Hütte. Unter den Anwesenden waren zwei den Uebrigen fremd: Jocki und Herming, die einzigen norwegischen Matrosen, die von der Schiffsmannschaft des „Westfield“ übrig geblieben.

„Meine Freunde, wir sind gerettet!“ sagte Louis Cornbutte. „Vater, Marie! wie mühtet Ihr um meinewilligen Leiden!“

„Was hat das zu sagen! Deine Brigg, die Zeune Hardie, liegt im Eise, sechzig Meilen von hier, vor Anker; wir werden sie mit einander aufsuchen.“

„Wenn Cortois zurückgekehrt ist!“ sagte Nouquet.

Tiefe Stille folgte auf diese Worte, und Penellan theilte Nouquet und Louis den furchtbaren Tod ihres Kameraden mit.

„Freunde,“ sagte Penellan, „wir wollen hier warten, bis die Kälte nachläßt. Ihr habt doch Lebensmittel und Holz?“

„Ja, wir verbrennen die Ueberreste des Westfeld!“

Der Westfeld war in der That vierzig Meilen von dem Orte, wo Louis Cornbutte überwinterte, untergegangen; die Eissfelsen hatten ihn zerschmettert und die unglücklichen Schiffbrüchigen wurden auf einem Brack an die Nordküste der Insel Shannon getrieben. Es waren ihrer fünf, Louis, Cortois, Nouquet, Jocki und Herming; die übrige Mannschaft ging in der Schaluppe, die sie gerade ausgefetzt hatten, unter.

(Fortsetzung folgt.)

Die comorischen Inseln.

II.

Moheli.

Yoube-Sudi, die zehnjährige Tochter des Sultans Namana-Leka, herrschte unter der Vormundschaft Thirandinis, eines Mannes von großer Einsicht, als der Commandeur Desfosses im März 1845 um die Audienz nachsuchte, welche unser Bild darstellt. Er wurde mit großer Aufmerksamkeit und Zeichen der lebhaftesten Sympathie behandelt, obgleich man sich des Mißtrauens nicht ganz erwehren zu können schien. Dieses wurde von dem Iman von Mascate angeschürt, der eine Verbindung zwi-



Besuch des Commandanten Desfosses bei Yoube-Sudi, Sultanin von Moheli.

schen einem seiner Söhne und der jungen Königin einzuleiten suchte, um dadurch Herr von Moheli und Comore zu werden. Desfosses gelang es jedoch, das Mißtrauen vollständig zu heben.

Die Straßen der Stadt sind so eng, daß kaum vier Menschen neben einander gehen können. Die Bevölkerung, die sehr beträchtlich scheint, besteht aus Arabern, Mauren und freien Schwarzen, die ihr abgesondertes Quartier haben. Die Insel zählt außerdem noch mehrere Städte und Dörfer, deren Häuser aus Lehm gebaut sind. Die Bewohner des Innern, noch schlechter als die der Küsten ge-

kleidet, ersetzen den Turban durch große Hüte aus Weiden und bemalen diesen chinesischen Kopfsputz mit Farben.

Die Bewohner von Moheli gehen nie unbewaffnet aus: die Aermsten haben zum mindesten einen Säbel, der an der linken Schulter hängt; Reichere tragen Dolche (Jambeas) und Pistolen.

Die Mohelien sind sehr religiös; sie sprechen von Gott und ihrem Propheten mit fanatischem Respect, und treiben den Fatalismus so weit, daß sie Allah die Sorge für all' ihre Bedürfnisse überlassen; sie recitiren zu Hause, an den Thüren der Moscheen und selbst auf den Straßen

Koranverse, die auf großen weißen Kugeln stehen, welche sie am Halse hängen haben. Ihrer Haltung, Kleidung und ihrem Gebahren nach könnte man sie für Mönche halten. Diese Frömmel machen sich jedoch kein Gewissen daraus, den Reisenden auf jede Weise zu prellen.

Die große Moschee von Moheli ist ein rundes, gewölbtes und von Säulen getragenes Gebäude. Ihre Mauern sind schön geweißt, aber ohne allen Schmuck. Die Muselmänner verabscheuen die Idololatrie und haben deshalb kein Bild in ihren Tempeln; nur ein Gemälde von Mekka und der Kaaba hängt neben dem Hauptthor. Inmitten des großen Betfaals, wo alle Araber auf Matten sitzen, steht man einen kleinen Kanzelartigen Stuhl, von welchem herab der Iman alle Abende an die reichen Gläubigen eine Rede hält.

Die Hochzeiten werden auf Moheli ohne viel Gepränge vollzogen. Die Braut, von Tamburinspielern begleitet, begibt sich nach der Moschee, wo die ältern

Frauen, die sie zuvor an den Brunnen zur Reinigung geführt, sie auf einer Estrade mit den kostbarsten Wohlgerüchen salben und in ein reiches Gewand hüllen. Wenn der Iman die bezüglichlichen Gebete und Verse des Korans recitirt hat, geht der Bräutigam unter Musikbegleitung, und während ein rothes und ein grünes Tuch vorangetragen werden, nach der Wohnung seiner Gattin, wo sich ein Kampf zwischen seinen Sklaven und denen seiner neuen Verwandten entspinnt. Der Bräutigam und seine Escorte werden mit Stockprügeln zurückgetrieben, bis das junge Mädchen, mit mehreren Schleiern bedeckt, von den Matronen eingeführt wird.

Bei Leichenbegängnissen wird der Körper sorgfältig gewaschen und mit Esenzen eingerieben, in ein mit Kampher bedecktes Kissen gehüllt und in eine wohlriechende hölzerne Bahre gelegt, welche man in einer kleinen Kapelle im Hofe des Hauses aufstellt. Die Verwandten bringen die Nächte bei dem Todten unter Gebet zu. In der neunten



Moheli. Ansicht einer Stadt im Süden.

Nacht wird der Gestorbene begraben: am andern Tage werden die Thüren geöffnet und die Vorübergehenden zu einem Gastmahl geladen, das die Familie gibt.

Die Mohelien verwenden sehr viel auf die Gräber; die Reichen schmücken die Grabmäler mit silbernen Blumen und Früchten.

Der Onkel aus dem Pfefferlande.

(Schluß.)

Der Seemann sah lange stumm in sein Glas. Das hatte er in der Brust des alten „ewigen Juden“, wie Bruneau von den Offizieren wohl genannt wurde, nicht gesucht. — „Es bleibt also dabei, Ihr wollt mit nach Brest segeln, und keine Tauschartikel mehr nehmen?“ frug er.

„Ich habe es gesagt,“ entgegnete der Händler, „ich will Gold, gutes gemünztes Gold; sonst nichts. — Was macht die Fracht für mich und zwei Centner Gepäck? Laßt sehen!“

„Ihr seid mein Gast an Bord,“ antwortete der Offizier. „Wann kann ich meine Boote schicken?“

„Morgen früh,“ nickte Benoit, „heute möchte ich noch allein sein. Das Bißchen Punsch werdet Ihr doch dalassen. — Gute Nacht!“

Auf solch' entschiedene Weise aus dem Hause gewiesen, blieb dem Schiffer nichts übrig, als zu gehen. Schweigend ließ er sich an Bord rudern, befahl seinem Steuermann, die nöthigen Vorkehrungen für die einzunehmenden Waaren zu treffen, und stieg in seine Kajüte hinauf, wo er erst nach langem Suchen den Schlaf fand. Schon zwei Mal hatten die Boote sich aus Benoit's Cache gefüllt, als er endlich erwachte und die Arbeit selbst beaufsichtigte. Drei Tage später lag das Schiff, die letzten Befehle des Gouverneurs erwartend, an den starrenden Felsen der Teufelsinsel. Von seinem Bord blickte Benoit Bruneau, in ordinäre Matrosentracht gekleidet, heißen, trocknen Auges hinüber nach Cayenne, dessen niedrige Doppelsinsel mit ihren drohenden Befestigungen auf der Fluth zu schwimmen schien. Ueber die langen Dienungen schoß eben ein stinkes Boot heran, und ein Offizier erstieg

an der Steuerbordseite das Verdeck. „Hier, Lieutenant Georges,“ rief er, „Ihre Papiere. Glückliche Fahrt! Wenn Sie wiederkehren, finden Sie mein Grab! Adieu, grüßen Sie Frankreich!“ Er sprang rasch in sein Boot, und ließ abstoßen.

„Armer Junge,“ flüsterte Georges, ihm nachschauend, „Deine Farbe rechtfertigt Deine düstere Vermuthung! Gott mit Dir!“ — Die Kanonen riefen den Abschiedsgruß hinüber, zierlich neigte sich das Schiff vor dem Winde, der seine Segel füllte. Bald war das Land hinabgesunken, unbeweglich stand Benoit, rückwärts schauend, am Hackbord. —

2. Wien.

Es ist eine eigene Sache mit den Wohnungen. Manche, die man betritt, ist aufs Eleganteste meublirt, sammtne Divans blähen sich an den Wänden, deren Tasseten mit den Farben der Hauteuils u. s. w. genau übereinstimmen, oder im angenehmeren Gegensatze stehen; ungeheure Trumeaux, weite Vasen von Opalglas, Alabaster oder Porcellan, mit köstlichen, duftenden Blumen aller Zonen, elegante Uhren, farbenbunte Teppiche bestechen das Auge und drängen beim ersten Schritt die Idee des Reichthums in die Seele des Besuchenden, der fast nicht aufzutreten wagt, und schüchtern vor der Thüre stehen bleiben möchte. Andere Zimmer sind fast mehr wie einfach in ihren Geräthen; nur das Nöthige ist vorhanden, und mußte nach dem beschränkten Raum gerückt und gestellt werden, wobei nicht allemal die Regeln der Aesthetik beobachtet wurden. Und doch — es ist heimlich, wohnlich in ihnen, und behaglich sitzt man auf den mit Rehhaar gestopften, mit Trilk überzogenen Stühlen. Ein stets blühendes Ciclamen im Fenster, eine Monatrose daneben, ein stacheliges Euphorbium mit leuchtenden Blumen in der Ecke, bilden den ganzen Ausputz, aber jedes Herz öffnet, jedes Auge erheitert sich in ihnen, und der vergilbte Mooskranz über dem Spiegel erzählt von einem Familienfeste, einem Geburtstage etwa, zu dessen Andenken er dort aufgehängt wurde.

Von diesem letzteren Schlage ist das ganze Haus und das trauliche Zimmer, in welches ich meine Leser blicken lasse. Ein kräftiger, brauner Mann sitzt einsam an einem großen, mit Schriften und Zeichnungen bedeckten Tische, und arbeitet an der sorgfältigen Ausföhrung einesnisses, während der Kopf der klastertlangen Kürtenpfeife auf einem kleinen Gestelle mit Rollen ruht, die leicht hin- und hergleiten, daß die Asche der weiten Mündung nicht entfallende und den reinlichen Fußboden beschmutze. Er bemerkt es nicht, daß ein liebliches Frauengesicht heimlich zur Thür hereinlauscht und ein etwa achtjähriger Culenspiegel auf allen Vieren vor den Füßen der Mutter hereinzuschlüpfen versucht. Hinter und über ihm ruht noch ein Lockenkopfsichtbar, dessen blankes, blaues Augenpaar einem Mädchen angehören muß, wie der Ausdruck bezeugt. Immer noch bemerkte der Zeichner nichts, doch ein zierlicher dänischer Windhund, der zu seinen Füßen lag, hob den feinen Kopf und legte die kalte Nase ihm auf die erstarrte Hand. Hierdurch von seinen Gedanken abgelenkt, entging das Flüstern und Richern an der Thür ihm nicht länger. Er wandte den Rollstuhl, und nun purzelten die Kinder jubelnd herein; die Mutter hatte das zweijährige Kleinste auf dem Arm gehoben, welches zappelnd die Händchen nach dem Vater streckte und „guten Morgen, Vater!“ stammelte.

„Nun, was gibt es denn, Völkchen?“ frug er.

„Du sollst zum Frühstück herüberkommen,“ forderte Ferdinand.

„Ja, aber gleich!“ drängte Therese.

„Habt Ihr denn nicht warten können vor Hunger?“

„Wir schon,“ entschuldigte Koseck, „aber der Poldl wollte nimmer gut thun, wie er den Baumkuchen sah.“

„Und wie kommen wir zu dem, Euphemie?“

„Weißt's nimmer,“ schalt die Lächelnde, daß wir heut vor eils Jahren Hochzeit hatten? Mir wird der Tag, so lang ich leb', ein Fest sein!“

„Ja, wahrhaftig!“ entgegnete der Vater entschuldigend, „aber da ist die Villa des reichen Ungarn Schuld daran. Ich darf eilen, daß der Riß und Ueberschlag fertig wird, ehe der Lärm an den Marosch dringt und den Bau gar einstellt. — Nun denn, so kommt!“

Sie zogen hinüber zum Wohnzimmer, wo die Glücklichen mit fröhlichem Blaudern sich um den Tisch reichten, der einen stattlichen Baumkuchen und die blanke Chocoldenkanne trug.

Noch war das Frühstück nicht genossen, als ein riesiger Haibuck sich in der Thür zeigte. — „Graf meiniges“, grollte er, „will haben Riß; reifen ab!“

„Der Riß,“ entgegnete der Baumeister, „ist dem Herrn Grafen erst in acht Tagen versprochen, wird aber in zweien fertig.“

„Nix, nix!“ meinte der Enackssohn, „reisen wir morgen!“

Ich werde selbst mit dem Herrn Grafen sprechen,“ entschied der Meister; „geh' voran, Zanko, ich komme gleich!“

Er stand hastig auf, kleidete sich schnell an und eilte zur Stadt. Doch das Hotel des Magnaten glich einem zerstörten Ameisenhaufen, wo Alles durch einander rannte. „Der Herr sei zur Kaiserburg gefahren,“ schnauzte ein Lakai ihm zu. — Das war Alles, was er herausbrachte. Er folgte ihm dahin; doch auch dort schien die majestätische Ruhe, die ehrfurchtvolle Stille vor bösen Zeitungen geflohen zu sein; Bestürzung, Zorn, ja bleiche Angst lag auf allen Gesichtern, deren keines seinen Fragen Rede stand. Nach mehrstündigem zwecklosem Mühen mußte Baumeister Herbort verdrießlich zurückkehren, ohne den Grafen gesehen zu haben. Umsonst wiederholte er Nachmittags seine Gänge; am andern Morgen war das Hotel geschlossen und der Graf abgereist. Wohl hoffte Herbort, der ungarische Aufstand werde rasch vorüberbrausen und die altgewohnte Ruhe wiederkehren; doch stets drohender ballten sich die vom West und Ost heranziehenden Wetterwolken, und der wahrscheinliche Verlust Herborts ward zum Gewissen, Unausweichlichen. Das Baumaterial zur Villa des Grafen lag schon bereit. Erst seit einigen Jahren war Baumeister Herbort bei dem reichen Adel in Ruf gekommen und noch nicht im Stande, weit in die Tausende gehende Verluste zu verschmerzen. Mit sehr geringem Capital hatte das junge Paar begonnen, der Segen von Oben hatte bis jetzt seine Schritte begleitet, und das begründete Vertrauen seiner Mitbürger den talentvollen Meister mit vollem Credit unterstützt. Jetzt mußte er ihn in stärkerem Maße als je ansprechen; doch nicht, wie früher, mit sicherer Hoffnung, die Summen nach vollendetem Werk leicht wieder zahlen zu können.

Und immer düstere unnachtete sich der Himmel über den einst so Fröhlichen. Finster brütend, ohne Arbeit, saß der Mann am Tische, weinend stand die Mutter am spärlich versehenen Herde, und traurig flüsternd drückten die

Kinder sich in die Ecke. Niemand dachte daran, zu bauen, wo der Kanonen schwarzer Schlund Zerstörung drohte. Die, denen Herborn Paläste errichtet, weilten in fernem Lande, er konnte sein Guthaben nicht fordern; Die, denen er schuldete, mußten, von der arbeitslosen, theuren Zeit gedrängt, ihn pressen; und er gab, so lange er zu geben hatte.

Endlich war Muth und Kraft erschöpft. An einem freien Außenraum der Vorstadt Wieden, von Remisen rings umgeben, stand das wohnliche, zierliche Haus, das er sich selbst gebaut; doch jetzt mußte er es mit herben Männerthänen im Auge verlassen: denn nah und näher drängten Zellacic's Croaten. Das kranke Weib halb tragend, das Kleinste in einem Teppich um die Schultern gehängt, die beiden ältern Kinder hang an seine Rockschöße geklammert, schwankte der Unglückliche ins Innere der Stadt, um dort ein dürftiges Plätzchen für die Seinen zu ermitteln. Hier hatte Alles sich zusammengedrängt, was in den von Freund und Feind bedrängten Vorstädten sich nicht mehr sicher fand, und lange mußten Herborts zitternde Kinder sammt ihrer in Fiebergluth schwachtenden Mutter unter dem weiten Portale einer Nebenthüre des St. Stephansdomes harren, bis der Vater sie in ein armeliges Dachstübchen abholen konnte. Eine einzige Ladung eines Handwägelchens brachte das ganze Mobiliar, das noch nicht verlegt war, um dem nächsten Bedürfnisse zu genügen, und schier verzweifeln sank Herbort, als der Einzug beendet, auf den einzigen hölzernen Schemel. Weinend drängten sich die Kinder an seine Brust, und Ily, der Windhund, leckte die matt herabgesunkene Hand. Zur ärmlichen Bette lag die Mutter im Halbschlummer des Typhus, und Poldl schlief, vom Rocke des Vaters gewärmt, in einer gemietheten Wiege. Zum Himmel richtete der Rathlose den starren Blick; da betete Therese leise: „Siehe, ich bin bei dir alle Zeit; ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“ Und mächtig drangen die milden Trostworte aus Kindesmund ins Herz des bangen Mannes. Vertrauend drückte er die Kinder an sein Herz; hinter der dünnen Bretterwand, die die Dachkammer begränzte, klang es, wie fallende Geldstücke, — er hörte es nicht. Er stand auf, für sein letztes Geld ein Nachtlcht und wo möglich etwas Brod zu holen. Therese mochte indeß den Schmutz, der die Mansarde wohl seit Jahren deckte, nicht dulden; sie begann kräftig zu putzen, zu kehren, und vergaß in rührihem Thun das ungewohnte Glend.

Wohl eine Stunde schon hatte das Kind, wie es von der Mutter stets angewiesen war, jeden vernachlässigten Winkel gereinigt, als die Thüre des Nebenzimmers aufgerissen wurde, und ein zorniges, dürres Gesicht heraus sah. „Halten Ihr noch nit der Maul mit Besen zukehr toujours wisch, wisch! Kann ich nicht ma mes affaires! Allons voir!“

Das Kind starrte den Unheimlichen mit weiten Augen, doch furchtlos an; und bald begann es wieder die Spinnweben von dem kleinen Fenster zu fegen, welches ein spärliches Licht auf den düstern Vorplatz fallen ließ.

„Ah, jeune garce, que tu es! Lassen tranquille die arm araignées. Sein großer Sünd zu massakrir Epinn; bringen er Glück. Voyons!“

Herborts Schritt, der die letzte Treppe eben erstieg, unterbrach die scheltigen Regeln, die der Nachbar zu geben beabsichtigte, und scheuchte ihn in seine Thür zurück, die er, wie man hörte, noch mit mehreren Riegeln von innen verwahrte. — Die Nacht kam heran, und erschöpft von den Leiden des Tages sank Herbort mit den Seinen auf das ärmliche Lager. Einige Stunden mochte er geschlafen

haben, als die qualende Sorge ihn wieder weckte. Vergebens mühte er sich ab, wieder einzuschlafen; der ermüdete Körper konnte die Seelenpein nicht bewältigen, die stets klarer sich dem innern Auge ausmalte. Er ward des Kampfens mit den Chimären des Halbschlummers satt, und ermunterte sich lieber ganz, um nachstinnend irgend ein Rettungsmittel zu erspähen. Auch Theresse wachte; „horch, Vater,“ flüsterte sie jetzt, „wie der welsche Nachbar stöhnt!“ Herbort wandte nun auch seine Aufmerksamkeit auf das Stöhnen und Köcheln, welches durch die Bretterwand tönte; so schnarchte, so ächzte gewiß kein Schlafender; dem alten Mann war ein Unglück zugestoßen, das war gewiß.

Der Baumeister sprang auf, er klopfte, er rief an der dünnen Holzwand — umsonst, nur schauriger ward jenseits das Kämpfen mit der Arthemnoth. Als alles Poltern vergebens blieb, sprang Herbort zum Hausbestzer hinab; doch auch der Hauptschlüssel öffnete vergebens das Schloß, da augenscheinlich mehrere Riegel von innen vorgeschoben waren. Endlich ward ein Beil geholt, welches in Herborts geübter Hand schnell ein Fach der Bretterwand löste. Den Männern schlug ein unheimlicher Dunst entgegen, als dessen Quelle sich sogleich ein großer, glimmender Kohlentopf erwies, mit dem der Bewohner sich zu erwärmen versucht hatte. Rasch stieß Herbort das mit Lumpen verhängte Fenster auf, indeß der Hausbestzer sich vergeblich abmühte, die Thüre von zwei sehr festen und künstlichen Riegeln zu befreien.

Auf einer dünnen Matratze, von einem Pferdetepich überdeckt, lag, vom Kohlendampf nahezu erstickt, der alte, unbekante Mann, der Theresse vom Reinigen des Vorsaals hatte abhalten wollen. Das Lederbraun des Mumiengestoches war mit dem fahlen Blaugrau des Erstickungstodes überzogen, dem eine magere Kage, die auf dem Estrich lag, bereits zur Beute geworden. Herbe Arthemnoth sprach das Lager, das Gerath. Doch wie staunten die Helfenden, als sie sich umwandelten. Auf einem wackeligen Tische stand eine gewaltige Menge neuer, französischer Goldstücke aufgespeichert, und eine noch größere Masse war neben dem Stuhl davor in festen Lederbeuteln am Boden. Die Polizei ist in Wien nicht weit zu suchen, und durch die besondere Unruhe da oben angezogen, war Einer ihrer Leute bereits auf der Treppe. Als er den Stand der Sache übersehen, verschwand er eilig, um schnell mit einem Viertelcommissär wieder zu kehren, der das sämmtliche Gold in die Beutel sammelte, von den Zeugen verfesteln ließ, und in Verwahr der Obrigkeit nahm. Bald kam auch ein Arzt herzu, dem es gelang, den Lebensfunken des Alten neu anzufachen, wozu er ihn aber in Herborts Stübchen hinüberschaffen ließ, da der Kohlendunst nur langsam zu entfernen war. Endlich ging auch er und ließ den matt Schlummernden mit Herbort, seinem Retter und Pfleger allein. Durch die Noth des Erstickenen aufgeschreckt, hatte selbst die kranke Frau jede nöthige Handreichung geleistet und war jetzt ruhend aufs Bett gesunken; am offenen Fenster stand ihr Gatte und spähte über das Häusermeer hin nach der Spinnerin am Kreuz, woher einzelne Kanonenschüsse dumpf dröhnten.

„Monsieur,“ flüsterte es, „Monsieur, où wohnen la Dame pollisei, zu holen wieder mon argent.“

„Werden Sie nur wieder ganz gesund,“ beruhigte Herbort; „Ihr Geld ist in sicheren Händen.“

„Meine Hand,“ kopfschüttelte der Kranke, „sein der allersterkste. — Voyons! Ah, les célerats zu nehmen meiner Geld!“

„Für jeden Kreuzer will ich Ihnen bürgen!“

„Mais, Monsieur, — pardonnez, — ich glauben Sie zu haben kleiner Glück — c'est à dire: petite fortune! Voyons!“

„Ja, wahrhaftig,“ murzte der Baumeister, „der alte Nabe hat Recht.“

„Mais, Monsieur,“ begann der Kranke wieder, „wer sind gewesen Madame à visage pâle, die mir mach küß le bon Jésus in der Nacht passée?“

Herbort deutete schweigend zum andern Bette hinüber.

„Et le Crucifixe, wo haben Sie geholt der? Wo sein der?“

„Dort hängt es wieder an der Wand,“ war die trübe Antwort.

„Faites moi le voir, voyons, voyons!“ rief der Alte zitternd, und richtete sich hastig auf. Herbort reichte ihm das Bild des Gekreuzigten hin, welches er vor Beben kaum so genau, wie er es zu wünschen schien, untersuchen konnte. —

„Wo haben Sie gekauft?“ frug er stammelnd.



Die beiden Ansichten.

„Wir haben es nicht gekauft,“ entgegnete Herbort; „es ist das ganze Erbe meiner guten Frau.“

„Wie heißen der Frau, étant fille?“

„Euphémie Brauner von Linz!“

„Ma soeur!“ hauchte der Alte, und sank ohnmächtig zurück.

Die Leser werden auf das Ausmalen der Entwicklung meiner Geschichte verzichten. Herborts Frau erwies sich unzweifelhaft als die Schwester des Händlers vom Dyapoc, als jene kleine Euphémie, welche eine höhere Hand durch

das Waisenhaus an das Herz und in das Haus des Baumeisters geführt hatte. Auch Benoit Bruneau, oder, wie er früher hieß, Benedict Brauner, ward in dies Haus aufgenommen, als die Ordnung wieder gekehrt und der tapfere Ban von Croatien sammt den Seinen abgezogen war. Der Geizhals ward plötzlich zum Verschwender: seine ganzen zusammengekargten Schätze theilte er unter die drei Kinder seiner Schwester, — dann, als der nordische Winter kam, von dem er in der Gluth der Tropensonne entwöhnt war, starb er, mit Gott und Menschen versöhnt. Lange noch erzählte sich die Familie vom Dunkel aus dem Psefferlande.